
Ngũgĩ wa Thiong'o
Der gekreuzigte Teufel

Roman

edition suhrkamp

SV

Der gekreuzigte Teufel wurde von Ngũgĩ heimlich im Gefängnis – er wurde wegen eines Theaterstücks in Gikũyũ verhaftet, aber nie vor Gericht gestellt – auf Toilettenpapier niedergeschrieben. Erst kurz vor seiner Entlassung wurde das Manuskript entdeckt und beschlagnahmt, ihm jedoch wieder zurückgegeben. Die Publikation dieses Romans auf Gikũyũ war ein (nicht nur literarisches) Ereignis.

Wariinga verläßt aufgrund einer verzweifelten Situation Nairobi und will in ihrem Heimatdorf Ilmorog Zuflucht suchen. Sie fährt mit einem Matatu-Taxi zu einer Einladung – einer Einladung zu einem Fest der Diebe, das vom Teufel organisiert wird. Diese Diebe (lokale und ausländische Geschäftsleute) veranstalten einen Wettkampf in der Prahlerei damit, wie sie reich wurden. Durch dieses Feiern von Korruption in all ihren Formen wird Wariinga zu der Einsicht gebracht, daß ihr Leben nichts anderes war als die Duldung eines unmenschlichen Zustandes.

Ngũgĩ kehrt in *Der gekreuzigte Teufel* den westlichen Symbolismus um. Er konfrontiert Illusion und Wirklichkeit, Träume und harte Tatsachen. Die Erzählung verwendet die alten Rhythmen des traditionellen Geschichtenerzählens als Gegengewicht zum Schreibstil. Aus dieser Verbindung des Alten mit dem Neuen entsteht ein leidenschaftliches Plädoyer für die Befreiung von der kolonialen westlichen Vorherrschaft und für die politische, wirtschaftliche und kulturelle Unabhängigkeit der kenianischen Bevölkerung.

Ngũgĩ wa Thiong’o, 1938 in Limuru (Kenia) geboren, studierte am Makerere University College (Uganda) und an der University of Leeds. Er gilt als einer der bedeutendsten Autoren Afrikas.

Ngũgĩ wa Thiong'o
Der gekreuzigte Teufel

Roman

Aus dem Englischen von Susanne Koehler

Suhrkamp

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Hinweise zur Textgrundlage:

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage 1981 der Ausgabe der edition suhrkamp 1199, Neue Folge Band 199.

© Ngũgĩ wa Thiong'o 1981

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlagentwurf: Willy Fleckhaus

eISBN 978-3-518-73593-0

www.suhrkamp.de

Erstes Kapitel

1

Manche Leute aus Ilmorog – unserem Ilmorog – sagten mir, diese Geschichte erzähle von so viel Schmach und so viel Schande, daß sie besser in der Tiefe immerwährender Finsternis verborgen bliebe.

Andere meinten, diese Geschichte enthalte nur Leid und Tränen, und deshalb sei es besser, davon zu schweigen, damit nicht ein zweites Mal Tränen vergossen werden müßten.

Ich fragte sie: Glaubt ihr denn, wir könnten die Gruben in unserem Hof mit Blättern und Gräsern überdecken und uns dann einreden, unsere Kinder könnten nun frei im Hof herumspielen? Und das nur, weil wir die Gruben nicht mehr sehen?

Glücklich ist der Mann, der die Fallgruben auf seinem Weg erkennt, denn er kann sie meiden oder sie zuschütten, auf daß er nicht hineinfalle.

Glücklich ist der Reisende, der der Baumstümpfe gewahr wird, die ihm den Weg versperren, denn er kann sie forträumen oder sie umgehen, auf daß er nicht strauchle.

Der Teufel, der uns dazu verführen will, daß unser Herz blind und unser Geist taub wird, muß ans Kreuz geschlagen werden; man wird Sorge tragen müssen, daß ihn seine Gehilfen nicht vom Kreuz herabnehmen, da er sonst fortfahren würde, den Menschen die Erde zur Hölle zu machen ...

2

Selbst ich, ich, Prophet der Gerechtigkeit, fühlte, wie mich diese Last zuerst schwer darniederdrückte, und ich sagte: Die Wildnis des Herzens wird niemals von allem Gestrüpp befreit sein. Die Geheimnisse des Hauses sind nicht für die Ohren Fremder bestimmt. Ilmorog ist unser Zuhause.

Und dann, als der Tag anbrach, kam Wariingas Mutter zu mir und flehte mich unter Tränen an:

»Gicaandispieler, erzähle die Geschichte des Kindes, das meinem Herzen so nahe war.«

»Bringe Licht in alles Geschehene, so daß jeder erst dann urteilen möge, wenn er die volle Wahrheit kennt.«

»Gicaandispieler, offenbare, was in der Finsternis verborgen liegt!«

Erst zögerte ich, fragte mich: Wer bin ich – der Mund, der bereits zu viel geredet hat? Heißt es nicht, daß die Antilope nicht den haßt, der sie findet, sondern vielmehr jenen, der sie verrät?

Da drang das flehentliche Rufen vieler Stimmen an mein Ohr:

»Gicaandispieler, Prophet der Gerechtigkeit, offenbare, was in der Finsternis verborgen liegt!«

Dann fastete ich sieben Tage, weder aß ich noch trank ich, denn jene flehenden Stimmen hatten mein Herz mit Kummer erfüllt. Und immer noch fragte ich mich: Sehe ich etwa Dinge, wie sie in Wirklichkeit gar nicht sind, oder höre ich das Echo des Schweigens? Wer bin ich – der Mund, der bereits zu viel geredet hat? Heißt es nicht, daß die Antilope den größeren Haß für jenen hegt, der sie durch seinen Ruf verrät?

Und nachdem sieben Tage vergangen waren, erbebte die Erde, und das Licht des Blitzes zerriß den Himmel, und ich wurde emporgehoben auf das Dach des Hauses und sah viele Dinge und hörte eine Stimme gleich dem mächtigen Grollen des Donners, die mich mahnend warnte: Wer sagt, daß das prophetische Wort dein eigen sei, allein für dich bestimmt? Warum bedienst du dich leerer Ausreden? Wenn das deine Absicht ist, werden Tränen und flehentliches Rufen dich für immer begleiten.

Die Stimme schwieg, und im selben Augenblick wurde ich von einer Hand ergriffen, die mich emporhob, um mich alsbald in die Asche der Feuerstelle zu stürzen. Ich aber nahm die Asche, rieb sie mir ins Angesicht und auf die Beine und schrie laut:

Ich nehme den Auftrag an!

Ich nehme den Auftrag an!

Stille das Rufen des Herzens,
Trockne die Tränen des Herzens ...

Ich, Prophet der Gerechtigkeit, berichte hier, was auf dem Dach des
Hauses meine eigenen Augen geschaut, und meine Ohren gehört haben ...

Ich habe den Auftrag angenommen.

Ich habe den Auftrag angenommen.

Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes.

Darum habe ich den Auftrag angenommen.

Darum habe ich den Auftrag angenommen.

Aber warum säume ich eitel am Ufer des Stromes?

Baden heißt, sich aller Kleider zu entledigen.

Schwimmen heißt, sich in den Strom zu stürzen.

Und es ist gut so ...

Komm,

Komm, mein Freund,

Komm, wir wollen alles bereden,

Komm, wir wollen jetzt darüber reden,

Komm, wir wollen uns über Jacinta Wariinga unterhalten,

Ehe du über unsere Kinder urteilst ...

Zweites Kapitel

1

Der Teufel erschien Jacinta Wariinga an einem Sonntag auf dem Golfplatz der Stadt Ilmorog im Distrikt Iiciri und sagte zu ihr ...

Aber halt – ich greife der Geschichte vor. Wariingas Schwierigkeiten begannen keineswegs erst in Ilmorog. Verfolgen wir unseren Weg zurück, bis dahin, wo alles begann ...

Lange bevor Wariinga Nairobi verließ, war ihr ein Mißgeschick widerfahren, und das Unglück hatte sie verfolgt. Wariinga arbeitete in Nairobi als Sekretärin (Steno und Schreibmaschine) in den Büros der *Champion Construction Company*, in der Tom Mboya Street, in der Nähe des Nationalarchivs.

Mißgeschick kommt ungerufen, und ein Unglück kommt selten allein. Am Freitag vormittag wurde Wariinga entlassen. Sie hatte sich den Zudringlichkeiten ihres Chefs, *Boss Kihara*,¹ Direktor der Firma, widersetzt. Am Abend desselben Tages trennte sich auch Wariingas Freund, John Kimwana, von ihr, nachdem er sie beschuldigt hatte, *Boss Kiharas* Geliebte zu sein.

Am Samstagmorgen bekam Wariinga Besuch von ihrem Vermieter, dem Eigentümer des Hauses in Nairobis Stadtteil Ofafa Jericho, in dem sie ein Zimmer gemietet hatte. Aber war es ein Zimmer, oder war es ein Mauselloch? Der Fußboden voller Löcher, in den Wänden klaffende Risse, undichte Decke. Er teilte Wariinga mit, daß er die Miete erhöhen werde. Sie weigerte sich, mehr zu bezahlen. Er forderte sie auf, das Zimmer auf der Stelle zu räumen. Sie widersprach und erklärte, sie werde sich an die Behörde für Mietangelegenheiten wenden. Der Vermieter stieg in seinen Mercedes und fuhr davon. Aber ehe sich's Wariinga versah, war er wieder da, dieses Mal aber in Begleitung von drei Schlägertypen mit dunklen Sonnenbrillen. Die Arme in die Seiten gestemmt, pflanzte er sich in einiger

Entfernung von Wariinga auf und rief ihr höhnisch zu: »Da hast du deine Behörde für Mietangelegenheiten!« Wariingas Habseligkeiten wurden aus dem Zimmer geworfen, die Tür mit einem neuen Vorhängeschloß verriegelt. Einer der Gangster warf ihr einen Fetzen Papier zu, auf dem zu lesen stand:

DEVIL'S ANGELS - PRIVATUNTERNEHMEN

Bei dem geringsten Versuch, uns bei den Behörden zu verpfeifen, befördern wir Sie auf direktem Weg ins Jenseits – in den Himmel oder zur Hölle – ohne Rückfahrkarte!

Die Männer stiegen in den Mercedes und fuhren davon. Wariinga starrte eine Weile auf das Stück Papier, dann steckte sie es in ihre Handtasche.

Sie setzte sich auf eine Kiste und stützte den Kopf in die Hände. Warum immer ich? Welchen Gott habe ich beleidigt? grübelte sie. Sie nahm einen kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche und betrachtete zerstreut ihr Gesicht, während sie ihre unzähligen Probleme überdachte. Sie fand eine Menge an sich auszusetzen und verfluchte den Tag, an dem sie geboren wurde. Arme Wariinga, wohin soll ich nun gehen, fragte sie sich.

Da beschloß sie plötzlich, zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie stand auf, suchte ihre Sachen zusammen, stellte sie in das Zimmer nebenan, das einer Mkamba gehörte, und begann, ihre Reise vorzubereiten. Noch immer schwirrte ihr der Kopf von ihren vielen Sorgen und Problemen.

Wariinga war davon überzeugt, daß ihre äußere Erscheinung die Wurzel allen Übels war. Wann immer sie sich im Spiegel betrachtete, fand sie sich sehr häßlich. Am meisten aber haßte sie ihre schwarze Hautfarbe, und so entstellte sie ihren Körper mit Hautaufhellern wie *Ambi* und *Snowfire* und vergaß dabei, daß es heißt: Einmal schwarz, immer schwarz. Ihr Körper war bald übersät mit hellen und dunklen Flecken, wie das Gefieder des Perlhuhns. Ihr Haar war brüchig geworden und hatte bereits die braune Farbe des Maulwurfs, denn es war mit glühend heißen Eisenkämmen geglättet worden. Wariinga haßte auch ihre Zähne. Sie sahen ein wenig verfärbt aus, und waren längst nicht so weiß, wie sie

hätten sein sollen. Sie bemühte sich, ihre Zähne nicht zu zeigen, und selten lachte sie frei heraus. Tat sie es doch einmal, und erinnerte sich dann plötzlich ihrer Zähne, so verstummte sie augenblicklich oder verbarg ihren Mund hinter vorgehaltener Hand. Die Männer neckten sie bisweilen und nannten sie »Wariinga, die Schlechtgelaunte«, denn fast immer hielt sie ihre Lippen fest verschlossen.

War Wariinga jedoch glücklich und grübelte nicht über das schwindende Weiß ihrer Zähne und über die Farbe ihrer Haut, und lachte aus vollem Herzen, dann entwaffnete ihr Lachen alle und jeden. Ihre Stimme war so sanft und betörend wie duftendes Öl. Ihre Augen leuchteten wie Sterne in der Nacht. Ihr Körper war ein Fest für die Augen. Wenn Wariinga selbstvergessen die Straße entlang ging und ihre Brüste dabei auf und ab wogten, wie zwei reife Früchte im Wind, verrenkten die Männer die Häse nach ihr.

Aber sie brachte es nicht über sich, die makellose Schönheit ihres Körpers zu bejahren. Auf der verzweifelten Suche nach der Schönheit eines anderen Selbst sehnte sie sich danach, in eine andere Haut zu schlüpfen. Sie zog selten die Kleider an, die ihr standen. Sie richtete sich völlig nach dem, was die anderen Frauen trugen. Die jeweilige Mode – ob sie nun zu ihrer Hautfarbe und den Formen ihres Körpers paßte oder nicht – bestimmte die Wahl ihrer Kleidung. Manchmal erschien ihre Haltung verkrampft und unnatürlich, weil sie versuchte, den Gang eines anderen Mädchens nachzuahmen. Dabei vergaß sie, wie so oft, daß es heißt: Wenn man versucht, es anderen gleich zu tun, verliert man sein eigenes Gesicht.

Beständig nagende Selbstzweifel und überwältigendes Selbstmitleid drückten Wariinga an jenem Samstag nieder, als sie auf der Suche nach einer Bushaltestelle durch die Straßen Nairobis lief. Sie hoffte, ein Matatu² zu finden, das sie zu ihren Eltern nach Ilmorog bringen würde.

Selbst nachdem viele Tage vergangen waren, in denen sich ihr Leben in einer Weise verändert hatte, wie sie es sich nie hätte träumen lassen, konnte Wariinga noch immer nicht begreifen, wie sie es geschafft hatte, die River Road entlang zu gehen, die Ronald Ngala Street zu überqueren, um sich dann schließlich an der Racecourse Road wiederzufinden, an der

Bushaltestelle Kaka Hotel, zwischen der Kirche *St. Peter's Ciavers* und dem Nähmaschinengeschäft.

Ein städtischer Bus raste auf sie zu. Wariinga schloß die Augen. Ein Schaudern erfaßte ihren Körper, sie schluckte an einem Kloß im Hals, und ihr Herz begann zu klopfen, als gäbe ein Gebet ihm den Rhythmus ein: In Zeiten der Bedrängnis, allmächtiger Vater, wende deinen Blick nicht von mir; verbirg dein Angesicht nicht vor meinen Tränen ... Nimm mich auf ... jetzt ...

Plötzlich vernahm Wariinga eine Stimme: Warum versuchst du wieder einmal, dir das Leben zu nehmen? Wer hat dir gesagt, daß deine Arbeit hier auf Erden abgeschlossen sei, wer, daß deine Zeit zu Ende sei?

Wariinga öffnete die Augen und blickte schnell um sich. Sie konnte niemand sehen. Und dann lief es ihr kalt über den Rücken bis hinunter in die Zehenspitzen, als ihr klar wurde, was sie soeben beinahe getan hätte.

Im selben Augenblick wurde ihr schwindlig. Nairobi – Menschen, Gebäude, Bäume, Autos, Straßen – alles begann sich vor ihren Augen zu drehen. Sie wurde taub, jedes Geräusch verstummte, und das ganze Land versank in einem riesigen Schweigen. Ihr wurde schwach in den Knien, alle Kraft verließ ihre Glieder; Wariinga fühlte, daß sie Bewußtsein und Gleichgewicht verlor. Aber im Fallen spürte sie, wie jemand ihren rechten Arm packte und sie stützte.

»Du wärest beinahe ohnmächtig geworden«, sagte der Mann, der sie hielt. »Komm und setz dich in den Schatten. Geh aus der Sonne.«

Wariinga war nicht in der Verfassung, dies Angebot abzulehnen oder herauszufinden, wer mit ihr sprach, und ließ sich zu den Stufen des hoteleigenen *Heavenly Massage and Hairdressing Salon* führen. Die Tür des Schönheitssalons war geschlossen. Wariinga setzte sich auf die zweite Stufe, vergrub den Kopf in den Händen und lehnte sich an die Wand. Plötzlich verließ sie die letzte Kraft, und sie tauchte in die Tiefen des Dunkels. Stille. Dann hörte sie Laute wie von einer Flöte, danach Töne, die ganz anders waren – es schienen Stimmen zu sein, danach ein Lied, das von den Wellen des Windes aus weiter Entfernung herbeigetragen wurde.

Ich trauere um meinen Körper,
Um den Körper, den mir Gott, der Allmächtige, gegeben hat.
Ich frage mich:
Mit wem werde ich das Grab teilen
Wenn sie mich in die Erde legen ...

Dann war kein Lied mehr zu hören, und die Stimmen waren nicht mehr unterscheidbar, sie klangen nun wie eine Quelle, die einen blasigen Schaum sinnloser Geräusche hervorbrachte.

Und nun hatte Wariinga denselben Alptraum, der sie früher so oft heimgesucht hatte, als sie noch Schülerin der *Nakuru Day Secondary* war und die Gottesdienste in der Kirche zum Heiligen Rosenkranz besuchte.

Zuerst sah sie, wie die Finsternis an einer Stelle aufbrach und ein in der Luft hängendes Kreuz preisgab. Dann bemerkte sie in dem hellen Licht viele in Lumpen gekleidete Menschen, die den Teufel auf das Kreuz zutrieben. Der Teufel trug einen Anzug aus Seide und einen Spazierstock in der Hand, der wie ein aufgerollter Regenschirm aussah. Aus dem Kopf wuchsen ihm sieben Hörner – sieben Trompeten gleich –, aus denen Hymnen des Eigenlobs und der Selbstverherrlichung erschallten. Der Teufel hatte einen Mund auf der Stirn und einen am Hinterkopf. Sein Wanst hing herab, als sei er im Begriff, alles Böse der Welt zu gebären. Seine Haut war rötlich, wie die eines Schweines. Als er dem Kreuz näherkam, begann er zu zittern und wandte seinen Blick der Finsternis zu, als versengte ihm das Licht die Augen. Er stöhnte, bettelte, daß man ihn nicht kreuzige, schwor, daß er und seine Jünger den Menschen niemals mehr die Erde zur Hölle machen würden. Doch die Menschen riefen wie im Chor: »Wir kennen jetzt die Geheimnisse der vielen Gewänder, unter denen sich deine Verschlagenheit verbirgt. Du mordest – dann besuchst du Witwen und Waisen im Gewand des Mitleids und trocknest ihre Tränen. Um Mitternacht stiehst du den Menschen die Nahrung aus den Vorrathshäusern, und tagt dann der Morgen, besuchst du die Opfer im Gewand der Wohltätigkeit – du schenkst ihnen eine Kalebasse, gefüllt mit dem Getreide, das du gestohlen hast. Allein um deine eigenen Gelüste zu

befriedigen, überschüttetest du diese Welt mit Unzucht, dann legst du das Gewand der Rechtschaffenheit an und rufst die Menschen auf, Buße zu tun und dir auf dem Pfad der Reinheit nachzufolgen. Du bemächtigst dich des Eigentums anderer, dann hüllst du dich in das Gewand der Freundschaft und bittest die Menschen, mit dir die Verfolgung des Bösewichts aufzunehmen, der sie bestohlen hat.« Darauf schlugen die Menschen den Teufel sofort ans Kreuz und gingen, Siegeslieder singend, weg. Drei Tage später kamen andere Menschen. Diese trugen Anzug und Krawatte, hielten sich eng im Schatten der Mauer aus Finsternis und nahmen den Teufel vom Kreuz ab. Sie knieten vor ihm nieder, beteten ihn mit lauter Stimme an und flehten ihn an, er möge ihnen einen Teil seiner Tarngewänder überlassen. Da schwellen ihre Bäuche an, sie erhoben sich, sie streichelten ihre riesigen Wänste, die nun alles Böse dieser Welt geerbt hatten, und kamen mit lautem Gelächter auf Wariinga zu ...

Wariinga schrak auf. Sie schaute um sich. Ihr Bewußtsein kehrte wie von einer langen Reise allmählich zurück. Sie sah, daß sie immer noch am selben Ort war – Racecourse Road, Bushaltestelle Kaka Hotel nahe der Kirche *St. Peter's Ciavers*. Ihr wurde klar, daß die Stimmen, die sie gehört hatte, nichts anderes gewesen waren als die Geräusche der fahrenden und hupenden Autos. Sie stellte sich mehrere Fragen:

»Wie bin ich überhaupt hierher gekommen? Welcher Wind hat mich hergeweht? Ich erinnere mich daran, daß ich in Ofafa Jericho den 78er Bus nahm. Er fuhr durch Jerusalem und Bahati, bog dann in die Jogoo Road ein, passierte den Busbahnhof Macaaku und ... oh ja ... ich war doch auf dem Weg zur Universität, um meinen Freund John Kimwana zum letzten Mal zu sehen ... Ich stieg an der Haltestelle vor dem Gebäude des Nationalarchivs aus, neben der chemischen Reinigung *Withe Rose*. Dann ging ich an der Koonja-Moschee vorbei die Tom Mboya Street hinunter. Ich durchquerte beim *Garden Hotel* den Jeevanjee Park, und blieb an der Ecke stehen, wo die Harry Thuku- und die University Street zusammenlaufen, genau gegenüber der Hauptpolizeiwache. Hatte ich dort kehrtgemacht? Als ich nämlich die Gebäude der Universität vor mir sah, vor allem das, in dem die Ingenieure ausgebildet werden, holten mich die

Träume meiner Jugend ein, aus jener Zeit, als ich noch in Baharini zur Grundschule ging und danach die *Nakuru Day Secondary* besuchte. Und ich dachte daran, wie der Reiche Alte Mann aus Ngorika später meine Träume in den Staub trat. Als sich diese Erinnerungen mit dem Gedanken an John Kimwana vermischten – der mich gestern abend verließ, als mir das Wasser bis zum Hals reichte –, brannte mir der Schmerz wie Feuer im Kopf und im Herzen; Zorn schien mich ersticken zu wollen ... Was tat ich dann als nächstes? Wohin ging ich? Oh, mein Gott, wo ist meine Handtasche? Wo habe ich sie verloren? Woher werde ich das Fahrgeld nach Ilmorog nehmen?«

Erneut schaute sich Wariinga nach allen Seiten um. Da fiel ihr Blick auf den Mann, der sie an der rechten Hand genommen und zu den Stufen des Schönheitssalons geführt hatte.

»Hier. Hier ist deine Tasche«, sagte der Mann und gab ihr eine schwarze Handtasche, die auf der einen Seite mit einem Streifen Zebrafell verziert war.

Sitzend nahm Wariinga ihre Handtasche und warf ihm einen fragenden Blick zu. Er hatte ein jugendliches Aussehen, sein Gesicht verriet jedoch Reife. Sein pechschwarzes Haar war voll und dicht, er trug einen Spitzbart, der dem eines kleinen Ziegenbocks glich. Aus seinen dunklen Augen leuchtete das Licht, das vieles zu erkennen vermag, was in der Ferne verborgen liegt ... Er trug khakifarbene Jeans und eine braune Lederjacke. Unter seinem linken Arm steckte eine schwarze Ledertasche. Der junge Mann erklärte Wariinga, wie er in den Besitz ihrer Handtasche gelangt war.

»Du hast sie in der River Road verloren, in der Nähe der Haltestelle *Tearoom*, wo die Matatus nach Nyeri und Marang'a halten. Ich hob sie auf und folgte dir. Du hast wirklich Glück gehabt heute – du hättest leicht überfahren werden können. Wie ein Blinder, der Hasch geraucht und deshalb verwegen ist, überquertest du die Straßen und liefst mitten durch den Verkehr. Ich holte dich ein, als du beinahe umfielst, ich nahm deine Hand und führte dich in den Schatten. Seitdem habe ich nichts anderes

getan, als darauf gewartet, daß du aus dem unbekanntem Land zurückkehrst, in das dich Leid und Trübsal des Herzens entführt hatten.«

»Wer hat dir gesagt, daß ich weit weg war?« fragte Wariinga.

»Dein Gesicht, deine Augen, deine Lippen«, erwiderte der junge Mann.

»Ich bin so froh, daß meine Handtasche wieder da ist«, sagte Wariinga.

»Ich bemerkte überhaupt nicht, daß ich sie verloren hatte, und außer dem Geld in der Handtasche habe ich keinen Cent bei mir.«

»Mach auf und sieh nach, ob noch alles drin ist, vor allem das Geld«, sagte der junge Mann.

»Es war nicht viel Geld drin«, bemerkte Wariinga kläglich.

»Trotzdem, schau lieber nach. Weißt du nicht, daß normalerweise der Zwei-Groschen-Dieb gehängt wird?«

Wariinga öffnete die Tasche, schaute ohne großes Interesse hinein und sagte ihm, es sei noch alles darin.

Eine Frage beunruhigte sie: Hatte die Stimme dieses Mannes ihr Einhalt geboten, als sie sich vor den Bus werfen wollte? Wie hatte er ihre Gedanken erraten können? Woher wußte er, daß sie nicht zum ersten Mal versucht hatte, sich das Leben zu nehmen? Sie fragte ihn deshalb: »Hast du mit mir gesprochen, ehe ich ohnmächtig wurde?«

Der Mann verneinte. »Ich kam in dem Augenblick, als du fast umfielst. Bist du krank?«

»Nein«, antwortete Wariinga schnell. »Nur völlig erschöpft – von Nairobi.«

»Das glaube ich dir gerne«, sagte der junge Mann. »Nairobi ist groß und schrecklich.« Er rückte näher an Wariinga heran, lehnte sich an die Wand und fuhr fort: »Nicht nur Nairobi leidet an dieser Krankheit. Sie grassiert in allen Städten der Länder, die erst vor kurzem dem Kolonialismus entronnen sind. Für solche Länder ist es schwierig, die Armut abzuschütteln, und warum? Weil sie sich dafür entschieden haben, sich von amerikanischen Experten sagen zu lassen, wie die Wirtschaft ihres Landes auszusehen habe. Man brachte ihnen die Grundsätze und Programme des Eigennutzes bei und zwang sie gleichzeitig, die alten Lieder, in denen die Gemeinschaft beschworen wurde, zu vergessen. Die

Lieder und Hymnen, die man sie lehrte, priesen die Herrlichkeit des Geldes. Deshalb lautet heute in Nairobi die Lehre:

Betrug den Ehrlichen,
Gemeinheit den Gütigen,
Haß denen, die lieben,
Böses den Guten.

Und das heutige Tanzlied geht so:

Einer, der klaut, tut es nie für den anderen,
Einer, der stiehlt, tut es nie für den anderen,
Einer, der eine Reise unternimmt, reist nie für den anderen;
Wo ist der Suchende, der für den anderen sucht?

Bedenke das alles und dann frage dich: Wohin werden uns solche Lieder führen? Welchen Geist geben uns diese Lieder ein? Daß wir uns krumm lachen, wenn wir sehen, wie sich unsere Kinder wie Katz und Hund um Abfälle aus den Mülleimern streiten?

Auch der Weise kann noch Weisheit lernen,
Deshalb laß dir sagen:
Gikuyu lehrte einst: Reden ist der Weg zur Liebe;
Das Heute ist die Schatzkammer von morgen;
Morgen werden wir ernten, was wir heut säen.
Deshalb wollen wir uns fragen:
Wem hat Klagen und Jammern je genützt?
Von jeher hast du denselben Samen gesät —
Nimm eine andere Saat, denn die Samenkörner in der Kalebasse sind
nicht alle gleich!
Von jeher hast du denselben Schritt getanzt —
Wechsle den Schritt, denn das Lied hat nicht nur einen Rhythmus!
Beim Muomboko tanzt man heute Zwei Schritte auf eine Drehung!«

Unvermittelt hielt der junge Mann inne. Seine Stimme und seine Worte jedoch blieben ihr noch lange im Gedächtnis.

Sie verstand nicht alles, was der Mann mit seinen geheimnisvollen Worten angedeutet hatte; doch sie spürte, daß seine Worte hier und da mit ihren eigenen Gedanken übereinstimmten. Sie seufzte und sagte:

»Deine Rede hat einen verborgenen Sinn. Aber du hast die Wahrheit gesagt. Mein Leid ist jetzt fast grenzenlos. Wer würde nicht Veränderungen wollen, um ihm zu entkommen?«

Kaum hatte sie das gesagt, fühlte Wariinga, wie sich ihre Zunge löste, und sie begann zu reden, als wälzte sie eine schwere Last von ihrem Herzen. Sie sprach ruhig – weder laut noch leise, weder gehetzt noch zögernd, doch Schmerz, Leid und Tränen schwebten in ihrer Stimme mit.

2

»Sieh mich an«, sagte Wariinga, dabei hielt sie ihren Blick gesenkt, als spräche sie zu sich selbst, »sieh mich an, oder irgend ein anderes Mädchen in Nairobi. Nennen wir sie Mahua Kareendi. Gehen wir hinaus aufs Land, in das Dorf, in dem sie geboren wurde. Kareendi ist nicht sehr lange zur Schule gegangen – oder sagen wir, sie hat die Grundschule abgeschlossen und anschließend eine Höhere Schule besucht. Wir könnten sogar annehmen, daß es eine gute Schule war; keine dieser Haraambe-Selbsthilfeschulen, wo die Armen in Gold bezahlen müssen, selbst wenn die Schule keinen Lehrer hat.

Noch ehe sie die zweite Klasse erreicht, ist es schon passiert. Sie ist schwanger.

Wer ist dafür verantwortlich?

Es könnte ein Mitschüler sein. Dieser Freund besitzt keinen Cent. Ihre Freundschaft bestand in nichts anderem, als sich gegenseitig Romane von James Hadley Chase, Charles Mangua und David Maillu zu leihen oder sich die Lieder vorzusingen, die sie auf den Schallplatten von Jim Reeves, D. K. oder Lawrence Nduru gehört hatten. Kareendi, was wirst du tun?

Auch ein Nichtstuer aus dem Dorf könnte die Schwangerschaft verursacht haben. Er ist arbeitslos. Er hat nicht einmal eine Unterkunft. Sie liebten sich, weil sie zusammen Gitarre spielten und abends im Dorf tanzen gingen. Sie liebten sich in ihnen überlassenen Hütten oder auf dem freien Feld nach Einbruch der Dunkelheit. Kleine Kareendi, was wirst du bloß tun? Das Baby wird Nahrung und Kleidung brauchen.

Vielleicht hatte der Nichtstuer auch einen Job in der Stadt, aber er verdiente nur fünf Shilling im Monat. Ihre Liebe lebte von Bruce-Lee- und James-Bond-Filmen, sie lebte von fünf Minuten Liebe in einer billigen Unterkunft, wenn sie in einem Matatu auf dem Weg nach Hause waren. Wer wird nun Kareendis Tränen trocknen?

Aber auch ein reicher Mann könnte der Verantwortliche sein. Solche Affären sind heute Mode geworden. Dieser reiche Mann ist verheiratet. Ihre Liebe war das sonntägliche Rendezvous im Mercedes-Benz, sie wurde durch kleine Geldbeträge, die Kareendi als Taschengeld erhielt, ehe sie zur Schule zurückkehrte, am Leben erhalten, und sie bedeutete harte Drinks an Hotelbars weit weg vom Dorf.

Mitschüler, Nichtstuer, reicher Mann – als Kareendi ihnen sagt, wie es um sie steht, reagieren sie alle gleich: ›Was? Wen willst du verantwortlich machen? Mich? Wie das denn? Geh mit deinen Hirngespinsten in den Wald! Liederliches Mädchen, Zehn-Groschen-Kareendi! Von mir aus kannst du weinen, bis deine Tränen Wasserkanister füllen ... Du meinst wohl, du könntest, wo immer es dir paßt, Schwangerschaften sammeln und sie dann vor meine Tür legen, nur weil ich mir zufällig mal einen Spaß mit dir erlaubte!‹

Nehmen wir an, Kareendi ist nicht auf den Mund gefallen. Die Arme in die Seite gestemmt steht sie da und schreit den Liebsten von gestern an: ›Du bildest dir wohl ein, du seist süß wie Zucker? Dann trinke ich lieber Tee ohne Zucker! Du vergleichst dich wohl mit einem Bus? Dann gehe ich lieber zu Fuß! Oder bildest du dir etwa ein, du seist ein Haus? Dann schlafe ich lieber draußen! Oder gar das Bett selbst? Lieber schliefe ich auf dem Fußboden! Ich habe den Glauben an glattzüngige Liebhaber

verloren!< Aber Kareendi versucht nur, nach außen hin tapfer zu sein. In ihrem Inneren bäumt sich ihr Herz auf vor Wut.

Nehmen wir an, Kareendi lehnt es ab, irgendwelche Mittel zu nehmen. Welch eine Schande, wenn eine Mutter ein totes Baby zur Welt bringt. Das Kind wird geboren. Sie wirft es weder in die Latrine, noch setzt sie es am Straßenrand oder in irgend einem Bus aus. Auch in den Wald oder zu einem Müllhaufen bringt sie es nicht. Kareendi überläßt die ganze Last ihrer Mutter oder ihrer Großmutter – die Last, dieses Kind zu versorgen, das in die Welt gekommen ist, ohne daß seine Eltern für sein Leben Vorsorge getroffen hätten. Mutter und Großmutter jedoch warnen das Mädchen davor, dies nicht zur Gewohnheit werden zu lassen: ›Von nun an, Kareendi, sei auf der Hut! Von nun an weißt du, daß Männer ansteckende und brennende Stacheln haben, die für immer im Fleisch ihrer Opfer stecken bleiben!<

Nehmen wir an, Kareendi hat jetzt auch verstanden: Keiner kann für die Sünden anderer büßen; keiner kehrt so gerne zurück, wie er gegangen ist; ein Lächeln bedeutet noch lange keine Liebe. Kareendi beißt entschlossen die Zähne zusammen und geht wieder in die Schule. Sie macht gute Fortschritte bis zur vierten Klasse. Sie legt die Abschlußprüfung ab und bekommt ihr EACE – ein Zeugnis, das ihr bescheinigt, daß sie in Englisch, Swahili und Religion bestanden hat.

So weit, so gut.

Doch Probleme haben keine Flügel. Kareendis Eltern greifen noch einmal tief in die Tasche. Sie holen ihr Gespartes hervor – den Prügel, der immer bereit steht, um dem unerwarteten Auftauchen einer Ratte begegnen zu können. Nun ist diese Ratte da. Kareendi wird schnellstens im *Nairobi Secretarial College* angemeldet, um dort Steno und Schreibmaschine zu lernen. Nach neun Monaten hämmert sie fünfundvierzig Worte in der Minute herunter, und in Steno ist sie perfekt – sie schreibt jetzt achtzig Silben pro Minute. Die Sprache der Augen ist nicht die Sprache der Ohren. Schreibmaschine und Steno – die Zeugnisse der *Pittman-Schule* hat sie in der Tasche.

Nun läuft Kareendi durch ganz Nairobi, um einen Arbeitsplatz zu finden. Bewaffnet mit ihren *Pittman-Zeugnissen* sucht sie ein Büro nach dem anderen auf. Sie trifft *Mr. Boss*, der sich der größeren Bequemlichkeit halber in seinen Sessel fallen läßt. Er mustert Kareendi eingehend von Kopf bis Fuß. ›Was suchen Sie? Eine Stelle? *I see*, – leider habe ich im Augenblick überhaupt keine Zeit. Könnten Sie um fünf Uhr wiederkommen?‹ Kareendi wartet ungeduldig, bis es soweit ist. Sie eilt zu dem Büro zurück. Atemlos kommt sie an. Nun hat *Mr. Boss* ein Lächeln für sie, bietet ihr einen Stuhl an und erkundigt sich nach ihrem Namen – ihren Geburtsnamen will er wissen und ihren angenommenen englischen Namen. Er fragt nach Schwierigkeiten und hört ihr mit geduldiger Aufmerksamkeit zu. Er klopft mit den Fingern oder auch mit einem Stift auf den Schreibtisch und meint: ›Ja, Kareendi, heutzutage ist es schwer, Arbeit zu finden. Aber für ein Mädchen wie Sie ... da dürfte es nicht allzu schwierig sein! Nur, solche Angelegenheiten, liebe Kareendi, sollte man nicht im Büro regeln. Gehen wir hinüber ins *Modern Love*, ein Hotel mit Bar, um die Sache zu besprechen.‹ Doch Kareendi denkt an die brennenden Stacheln in ihrem früheren Leben – gebrannte Kinder scheuen das Feuer, und wer aus einer Kalebasse getrunken hat, weiß, wie groß sie ist. Deshalb lehnt Kareendi jede Einladung in Hotels für moderne oder auch altmodische Liebe ab, und so kommt es, daß sie auch am nächsten Tag noch auf der Straße steht.

Und wieder betritt sie ein Büro. Und wieder lernt sie einen *Mr. Boss* kennen. Dasselbe Lächeln, dieselben Fragen, das Rendezvous im selben Hotel – und das Ziel ist nach wie vor das, was Kareendi zwischen den Beinen hat. Man hätte meinen können, das *Modern Love* diene als zentrales Stellenvermittlungsbüro für Mädchen – der Schoß der Mädchen der Tisch, auf dem die Verträge unterzeichnet werden. Weil eine Jungfer einst so süß war, ertrank sie im Meer der Süße. Aber das neue Kenia singt unserer Kareendi nur ein einziges Lied: Schwester Kareendi, es ist besser mitmachen, als ein Narr alleine sein! Schwester Kareendi, jedes Gerichtsverfahren beginnt mit einem Fest! Schwester Kareendi, eine leere Hand nimmt keiner gern. Eine Hand wäscht die andere. Moderne

Probleme werden letztlich im Bett gelöst. Wer schlafen will, sorgt auch fürs Bett.

Kareendi beschließt, daß ihr Fall besser ungelöst bliebe, als daß sie einem anderen das Bett bereite. Und weil Gott nun wirklich kein *Ugali* ißt, bekommt Kareendi tatsächlich eines Vormittags eine Stelle angeboten, ohne daß sie irgendwelche modernen Liebeshotels aufsuchen muß. *Mr. Boss* Kihara ist Direktor der Firma. Er ist ein älterer Herr, hat eine Frau und mehrere Kinder. Außerdem ist er im Kirchenvorstand der *Church of Heaven*. Unsere Kareendi kommt mit äußerster Umsicht ihren Büropflichten nach.

Noch ehe ein Monat um ist, findet Kareendi ihren Kamoongonye.³ Der junge Mann studiert an der Universität. Er hat moderne und progressive Ideen. Wann immer Kareendi Anstalten macht, das Gespräch auf ihr Kind zu lenken, das zuhause bei ihren Eltern ist, bringt er sie mit Küssen zum Schweigen. Er sagt ihr: ›Ein Kind ist kein Leopard, der einem Menschen Wunden zufügen kann! Außerdem hast du geboren und das beweist, daß du kein Maultier bist!‹ Diese Worte lassen Kareendi in Freudentränen ausbrechen; von ganzem Herzen schwört sie ihm Treue: ›Weil mir das Glück beigestanden hat, und ich einen Kamoongonye gesucht und gefunden habe – einen modernen jungen Mann –, will ich, Kareendi, ihm niemals Anlaß zum Ärger oder zum Streit geben. Sollte er mich kränken, werde ich schweigen und wie der scheue Leopard oder ein weidendes Lamm die Augen niederschlagen. Ich werde ihn unterstützen, damit er schnell und ohne Schwierigkeiten sein Studium beenden kann. Dann können wir uns auf solider Grundlage ein Zuhause aufbauen. Niemals werde ich einem anderen nachschauen.‹

Die anderen Mädchen, Kareendis Freundinnen, sehen mit neidischen Blicken zu. Sie erteilen ihr mancherlei Ratschläge: ›Kareendi, du solltest lieber mal was anderes probieren – nicht alle Körner in der Kalebasse sind gleiche, sagen sie. Kareendi gibt es ihnen zurück: ›Nur ein unruhiges Kind läuft auf der Suche nach Nahrung gerade dann von zuhause weg, wenn eine Ziege geschlachtet wird.‹ Aber die Mädchen lassen nicht locker: ›Liebe Kareendi, wir sind im neuen Kenia! Der kluge Mann sorgt vor. Wer

heute spart, braucht morgen nicht zu hungern.< Sie antwortet: ›Zu viel Essen verdirbt den Magen.< Mit diesem und jenem versucht man sie umzustimmen: ›Immer nur dasselbe Gericht ist langweilige Aber Kareendi entgegnet: ›Eine geborgte Halskette mag den Verlust der eigenen bedeuten.<

Als Kareendi gerade meint, ihr Leben verlaufe endlich in ruhigeren Bahnen, beginnt *Boss Kihara* sie auszuhorchen. Eines Tages betritt er Kareendis Büro. Er steht neben der Schreibmaschine und tut so, als läse er, was Kareendi soeben getippt hat. ›Was haben Sie am Wochenende vor, Miss Kareendi?< fragt er. ›Ich würde mich freuen, wenn Sie mich auf eine kleine Safari begleiten würden – irgendwohin. Was halten Sie davon?< Kareendi lehnt höflich ab. Widerwillen in Höflichkeit verpackt, schafft kein böses Blut. *Boss Kihara* wartet geduldig in der Hoffnung, daß Kareendi langsam nachgeben werde. Zu viel Eile bricht die Yamswurzel. Ein Monat vergeht, dann spricht er Kareendi von neuem im Büro an: ›Miss Kareendi, heute abend ist eine Cocktail-Party im *Paradise Club*.< Wieder findet Kareendi höfliche Worte, in die sie ihre Absage kleidet.

Der Tag kommt, an dem sich *Boss Kihara* folgende Rechnung aufmacht: Zu viel Vorsicht beim Jagen verscheucht schließlich die Beute. Betteln erfordert ständig neue Taktik. Beim Baden entledigt man sich aller Kleider. Also macht er sich dreist an Kareendi heran: ›*By the way*, Miss Kareendi, ich habe heute noch sehr viel zu tun. Sehr wichtige und sehr dringende Briefe sind zu beantworten. Ich möchte Sie bitten, nach fünf Uhr im Büro zu bleiben. Die Firma wird Ihnen Überstunden bezahlen.<

Kareendi wartet. Fünf Uhr. *Boss Kihara* ist in seinem Büro. Wahrscheinlich entwirft er die Briefe. Sechs Uhr. Alle anderen sind jetzt nach Hause gegangen. *Boss Kihara* ruft nach Kareendi. Er bietet ihr einen Stuhl an, so daß sie sich besser unterhalten können. Nach ein paar Augenblicken steht er auf und setzt sich auf die Schreibtischkante. Ein hinterhältiges Lächeln erscheint auf seinem Gesicht. Nun findet Kareendi ihre Sprache wieder. ›*Mr. Boss*, würden Sie jetzt bitte diktieren – ich habe heute abend noch etwas vor, und es wird gleich dunkel.<

›Keine Sorge, Kareendi, wenn es spät wird, werde ich Sie in meinem schwarzen Mercedes nach Hause bringen.<

›Danke, aber ich möchte Ihnen wirklich keine Unannehmlichkeiten bereiten,< antwortete Kareendi verbindlich, um ihr Befremden zu verbergen.

›Oh, das macht gar nichts. Ich könnte auch zuhause anrufen und meinen Privatchauffeur herbestellen, damit er Sie in Ihre Wohnung fährt.<

›Ich benutze gerne die öffentlichen Verkehrsmittel. Bitte, wo sind die Briefe?<

Boss Kihara lehnt sich zu Kareendi hinüber. Seine Augen funkeln. Seine Stimme wird ganz leise:

›Kareendi, Liebling, meine Briefe sind eine Herzensangelegenheit!<

›Eine Herzensangelegenheit?< fragt Kareendi schnell und tut so, als habe sie nicht verstanden, was er meint. ›Ist es denn klug, einer Angestellten solche Briefe zu diktieren? Wäre es nicht besser, Sie schreiben diese Briefe selbst, damit die Geheimnisse Ihres Herzens nicht jemand zu Ohren kommen, für den sie nicht bestimmt sind?<

›Schöne Kareendi, Blume meines Herzens, nur du allein kannst diese Briefe schreiben, denn sie sind an die Adresse deines Herzens gerichtet, die Post soll sie in dein Herz tragen, die Augen deines Herzens sollen sie lesen, dein Herz selbst soll sie umschließen, und dort sollen sie auf ewig versiegelt bleiben. Und wenn du die Briefe in Empfang nimmst, dann schreibe bitte nicht darauf: ›Zurück an Absendern Liebste, Herzensblume – siehst du denn nicht, wie mich meine Liebe zu dir hat schwach werden lassen?<

›*Mr. Boss*, bitte ...< Kareendi versucht, ihn zu unterbrechen. Sie sieht, wie erregt *Boss* Kihara atmet, und das macht ihr Angst; vergleicht sie jedoch seine Worte mit seiner glänzenden Glatze, so ist ihr nach Lachen zumute. Kareendi sucht nach Worten, um diesen alten Mann zu beschämen ... ›Was würden Sie denn tun, wenn Ihre Frau Sie so sprechen hörte?<

›Sie zählt nicht. Man benutzt kein schales Parfüm, wenn man zum Tanz geht. *Please*, Kareendi, hör zu, ich will dir was Schönes erzählen. Ich werde

dir ein Haus im *Furaha Leo Estate* mieten, oder auch in der City, Kenyatta Avenue, oder sonst irgendwo in der Stadt. Du kannst dir die Gegend aussuchen. Ich werde das Haus mit Möbeln, Teppichen Matratzen und Vorhängen aus Paris, London, Berlin, Rom, New York, Tokio, Stockholm oder Hongkong ausstatten. *Imported Furniture and Household Goods!* Dann werde ich dir Kleider kaufen, denn ich möchte, daß du dich nach der neuesten Mode aus der Oxford Street oder aus den Häusern der Haute Couture in Paris kleidest. Schuhe mit hohen Absätzen oder Plateau-Schuhe werden wir für dich aus Rom kommen lassen. Wenn du diese Schuhe trägst, die deine Leute im Spaß ›Ich-weiß-nicht-wohin-warum-denn-eilen‹ nennen, dann möchte ich, daß sich jedermann in ganz Nairobi nach dir umdreht und daß die Leute neidvoll sagen: das ist *Boss Kiharas Sugar girl!* Wenn nun diese Freuden andauern und du mich mit allen irdischen Genüssen glücklich machst, werde ich dir einen kleinen Einkaufskorb schenken, den du für den Markt und deine anderen Besorgungen in der Stadt benutzen kannst, oder auch für vergnügliche Ausflüge an einem Sonntag – ich meine, ein Alfa-Romeo wäre genau das richtige Auto für eine Braut. Kareendi, mein Früchtchen, meine kleine Apfelsine, Herzensblume – komm zu mir und sage der Armut Lebewohl ...<

Kareendi kann nur noch mit Mühe das Lachen zurückhalten.

Sie sagt: ›*Mr. Boss*, erlauben Sie mir bitte eine Frage.<

›Tausend und eine will ich dir beantworten!<

›Haben Sie gesagt, Sie wollten mich heiraten?<

›Ha, warum tust du denn so, als wüßtest du nicht, wie die Dinge stehen? Merkst du denn nicht, daß ... Mein Früchtchen, du mußt mir gehören, jetzt, sei mein *Sugar girl!*<

›Nein. Ich wollte nie ein Verhältnis mit meinen Chefs.<

›Mein Früchtchen, wovor fürchtest du dich denn?<

›Außerdem möchte ich nicht schuld daran sein, daß ihre Ehe zerbricht. Ein geborgtes Halsband kann zum Verlust des eigenen führen.<

›Ich habe dir doch gesagt, daß man nicht mit altem, schalen Parfüm zum Tanze geht! Kareendi, mein neues Halsband, mein Paradiesapfel, der

im fruchtbaren Garten eines verlassenen Hauses gedeiht! Wovor fürchtest du dich? Warum siehst du denn Probleme?<

›Ich habe meinen Kamoongonye, einen jungen Mann, der mich liebt.<

›Ha, ha, ha, Kareendi, daß ich nicht lache! Bist du wirklich so altmodisch? Sprichst du von einem dieser Knaben, die vorgeben, Männer zu sein? Sind sie überhaupt beschnitten?<

›Die Yamswurzel, die man für sich selbst ausgräbt, hat keine Schimmelflecke. Das Zuckerrohr, das man sich selbst aussucht, hat keine unreifen Stellen. Jene, die man liebt, schielen nicht. Der junge Mann, von dem Sie behaupten, er sei nicht beschnitten, ist mein Aus erwählter.<

›Kareendi, hör zu. Ich will dir was sagen<, keucht *Boss* Kihara. Er gleitet vom Tisch und nähert sich Kareendi. ›Heutzutage hat die Geschichte von Waigoko, dem Mann mit Haaren auf der Brust, und von Kamoongonye, dem jungen Liebhaber, ihre Gültigkeit verloren. Geld hat die behaarte Brust Waigokos glattrasiert ... Aber weil es natürlich stimmt, daß das Herz nur nach dem hungert, was es sich auserwählt hat, will ich nicht weiter darauf drängen, daß du meine Geliebte werden sollst. Du hast zu einem hübschen Haus nein gesagt; du hast zu teuren Kleidern nein gesagt; auch einen Einkaufskorb hast du abgelehnt. Nun gut. Wie du willst. Aber laß mich dies eine Mal. Sag nicht nein.<

›Gehören Sie nicht zur *Church of Heaven*? Lesen Sie nie in der Bibel? Wenn Sie nach Hause kommen, dann schlagen Sie im Römerbrief im dreizehnten Kapitel, vierzehnter Vers nach: »... wartet des Leibes nicht so, daß ihr seinen Begierden verfallet ...«<

›Aber im selben Buch steht auch: »Bittet, so wird euch gegeben; sucht, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan ...« Mein Früchtchen, meine Liebste, selbst ein Bett ist vorhanden – dieser Bürofußboden ist gut genug. Wenn Büros reden könnten, dann wüßten sie viel zu erzählen. Ein glatter Zementfußboden ist ein phantastisches Bett – er streckt alle Rückenwirbel bis in den Kopf!<

›Ich will aber nicht; mein Rücken braucht nicht gestreckt zu werden!< entgegnet Kareendi und hält ihren Ärger nicht mehr länger zurück.

Boss Kihara versucht jetzt, Kareendi zu umarmen, dabei kippt fast der Stuhl um. Kareendi steht auf, hängt sich ihre Tasche über die Schulter und geht rückwärts. Er will nach ihr greifen, sie läuft weg, er ihr nach, als tanzten sie im Kreis den Tanz vom Jäger und dem Gejagten. Boss Kihara hat es aufgegeben, seine Würde zu wahren.

Und dann stürzt er sich plötzlich auf Kareendi. Mit einem Arm hält er sie fest, während seine freie Hand nach ihrem Körper tastet. Kareendi versucht, sich aus der Umklammerung des Mannes zu befreien; sie hämmert mit den Fäusten auf seine Brust, und gleichzeitig bemüht sie sich vergebens, ein Klappmesser, das sie stets bei sich trägt, aus der Handtasche zu holen. Im Büro ist nur noch das schwere Atmen der beiden zu hören. Kareendi weiß, daß er sie überwältigen wird. Plötzlich vergißt sie, daß er ihr *Boss* ist und schreit: ›Wenn Sie mich nicht loslassen, rufe ich um Hilfe!‹

Boss Kihara hält ein. Er denkt an seine Frau und an seine Kinder. Es fällt ihm ein, wie oft er sonntags am Altar der *Church of Heaven* die Bibel liest. Er besinnt sich auch darauf, daß ausgerechnet er häufig bei den kirchlichen Trauungen die Predigt hält und den Neuvermählten Ratschläge über das Zusammenleben von Eltern und Kindern gibt. All dies geht ihm gleichzeitig durch den Kopf. Nun stellt er sich vor, auf welche Verachtung er im ganzen Land stoßen würde, beschuldigte man ihn der Vergewaltigung seiner Sekretärin. Unversehens erlöscht das Feuer. Die Hitze verfliegt. Er gibt Kareendi frei. Er nimmt ein Taschentuch aus der Tasche und wischt sich den Schweiß ab. Er schaut Kareendi an. Er will etwas sagen, aber gibt es wieder auf. Er sucht nach Worten, um sein Gesicht zu wahren. Er versucht zu lachen, doch das Lachen erstirbt ihm auf den Lippen. Nur um überhaupt etwas zu sagen, stößt er hervor: ›Soll das heißen, Kareendi, daß man sich bei dir zuhause nie neckt? Wie dem auch sei, ziehe keine voreiligen Schlüsse. Es war ja nur ein Spaß zwischen Vater und Tochter. Geh jetzt nach Hause. Die Briefe schreibst du wohl am besten gleich morgen früh.‹

Kareendi geht nach Hause und macht sich ihre eigenen Gedanken über diesen Spaß zwischen Vater und Tochter. Dieses Spiel kennt sie nur zu gut.

Das Spiel zwischen einem Leopard und einer Ziege ...

Am nächsten Morgen kommt Kareendi wie gewohnt zur Arbeit. Sie hat sich fünf Minuten verspätet. *Boss Kihara* ist bereits da. Er ruft sie in sein Büro. Kareendi geht hinein. Sie fühlt sich befangen, wenn sie an die Auseinandersetzung vom Abend zuvor denkt. Aber *Boss Kihara* hebt nicht einmal den Blick von seiner Zeitung.

›Kareendi, Sie scheinen dieser Tage Ihr eigener Chef zu sein!‹ ›Es tut mir leid, Sir, der Bus hatte Verspätung.‹

Bei diesen Worten schaut *Boss Kihara* von seiner Zeitung auf, er lehnt sich in den Sessel zurück und fixiert Kareendi mit einem Blick voller Bitterkeit.

›Warum, Miss Kareendi, sagen Sie denn nicht, daß dieser verspätete Bus, der Sie aufgehalten hat, der Bus der jungen Männer ist ... Mit scheint, es liegt Ihnen nicht viel an Ihrer Arbeit. Ich sollte Ihnen erlauben, den Eingebungen Ihres Herzens zu folgen. Es wäre besser, Sie gingen eine Zeitlang nach Hause. Sollten Sie jemals wieder arbeiten wollen – so, wie die anderen Mädchen auch –, dann kommen Sie nur, ich habe die Tür nicht verschlossen. Hier ist Ihr Gehalt für diesen Monat und auch für den nächsten, wegen der Kündigungsfrist.‹

Kareendi ist nun arbeitslos. Wieder einmal steht sie auf der Straße. Sie geht nach Hause und brütet still über ihrem Kummer. Bis zum Abend bleibt sie in ihrem Zimmer und wartet auf ihren Freund. Ihr Herz schlägt schneller, wenn sie sich die Stimme des Geliebten ins Gedächtnis ruft. Man hängt an denen, die man liebt. Er wird ihr helfen, den Kummer zu ertragen. Endlich kommt *Kamoongonye* nach Hause. Kareendi kann ihm nicht schnell genug die Geschichte von *Waigoko* erzählen, von *Waigoko*, der seine behaarte Brust mit Geld glattrasierte. Eine moderne junge Frau verschmäht *Waigoko*s Geld, um ihres *Kamoongonye*s willen – wo gibt es eine größere Liebe? Unsere Kareendi hat ihre Geschichte zu Ende erzählt. Sie wartet auf ein mitfühlendes Wort. Sie wartet auf die Küsse, die ihre Tränen trocknen werden.

Aber nichts dergleichen.

Kamoongonye senkt den Blick wie der scheue Leopard oder wie ein grasendes Lamm auf der Weide. Aber es ist alles Heuchelei – er beginnt, Kareendi eine Strafpredigt zu halten. Er schwört, ganz genau zu wissen, daß Kareendi in Waigoko Kiharas Bett gestiegen sei; ja, daß dieser Waigoko nicht einmal der erste sei, der von Kareendis Schoß gekostet habe. Ein Mädchen, das die Freuden des Reichtums einmal genossen habe, komme niemals mehr davon los. Wer nascht, findet Geschmack am Naschen. Ein Chamäleon wird immer ein Chamäleon bleiben. Schon während ihrer Schulzeit habe sie Umgang mit Männern gehabt, die aufgrund ihres Alters ihr Vater hätten sein können – er wisse ja, daß sie sogar als Schulmädchen Kinder gekriegt habe, da sei es nicht verwunderlich, daß sich ein solches Mädchen auch jetzt nicht zurückhalten könne. ›Sag mir eines, schamlose Kareendi-mit-dem-bereitwilligen-Schoß, du hättest mir doch nie erzählt, daß du diesem Waigoko erlaubt hast, seinen Schmutz an deinen Schenkeln abzuwischen? Nein, natürlich nicht. Du erzählst mir diese unglaubliche Geschichte jetzt nur, weil Waigoko sich von dir in Hotels für Moderne Liebe nicht mehr das Bett bereiten lassen will!‹ Kareendi ist sprachlos.

Tränen strömen über ihr Gesicht, und keiner wischt sie ab. Bitterkeit kocht in ihrem Herzen.

Kareendi stellt sich zahllose Fragen, die alle ohne Antwort bleiben. Die Kuh gibt keine Milch mehr, also ist sie nur noch fürs Schlachthaus gut?

Für Kareendi ist alles aus. Sie steht wieder da, wo sie angefangen hat.

So sage mir nun, du, der du mir die Hand gehalten hast, daß ich nicht noch einmal falle: Bedeutet diese Geschichte, daß die Kareendis im modernen Kenia nur einen einzigen Körperteil besitzen? Was wird Kareendi nun davon abhalten können, unsted durch die Straßen zu ziehen, als wäre sie eine Schwester des legendären Kain?

Vom heutigen Tag an hat sich Kareendi gesagt, daß sie nun keinen Unterschied mehr kennt zwischen

Geradebiegen und krümmen,
Schlucken und ausspucken,

Aufsteigen und Absteigen,
Gehen und kommen.

Ja, denn von heute an wird sie nie mehr zu unterscheiden wissen
zwischen

Den Lügnern und den Aufrichtigen,
Den Narren und den Weisen,
Zwischen Finsternis und Licht,
Lachen und Weinen, Hölle und Himmel,
Dem Reich Gottes oder dem des Satans.

Wer sagt, daß es im Leben der Menschen auf Erden zweierlei Maß gibt?

Tage voll Honig und Galle
Tage des Lachens und des Weinens
Und den Tag von Geburt und Tod?

Ist für die Kareendis des modernen Kenia nicht ein Tag wie der andere?
Denn am Tage ihrer Geburt wurde über ihren Körper bestimmt – nur eine
Funktion gestand man ihnen zu. Wann werden die Kareendis des
modernen Kenia ihre Tränen abwischen können? Werden sie jemals
erfahren, was Lachen heißt?«

Als Wariinga ihre Geschichte zu Ende erzählt hatte, hob sie den Kopf, um
das Gesicht des jungen Mannes besser sehen zu können. Dann ließ sie ihre
Augen die Racecourse Road entlangwandern und sah, daß die Menschen
noch immer ihren Geschäften nachgingen, daß sich die Autos noch immer
hupend aneinander vorbeischlängelten und daß sich Nairobi überhaupt
nicht verändert hatte, seit man sie aus ihrer Wohnung in Ofafa Jericho
hinausgeworfen hatte.

In diesem Augenblick begannen die Glocken von *St. Peter's Ciavers* zu läuten und erinnerten die Gläubigen an das Abendgebet vor Sonnenuntergang. Wariinga und der junge Mann hörten den Glocken zu. Es war Wariinga, als sängen die Glocken:

Komm, komm
Halte fest an deinem Pflug
Sieh nicht zurück,
Komm, komm ...

Sie fragte sich: Woher kommen diese Stimmen, die ich immer wieder höre? Wohin werden sie mich führen? Obwohl sie seit langem in keiner Kirche mehr gewesen war, begann sie leise zu beten:

Heilige Jungfrau Maria, Mutter Gottes
Du, Heiliger Joseph,
Und du, mein Schutzengel,
Ihr alle Heiligen
Bittet für mich,
Daß ich der Sünde entsagen kann,
Meinem Leben ein Ende zu machen
Ehe meine Zeit auf dieser Erde abgelaufen ist.
Behütet mich heute
Und an jedem Tag meines Lebens
Bis zum Tage meines Todes.
Amen.

Als die Glocken von *St. Peter's Ciavers* schwiegen, wandte sich Wariinga dem jungen Mann zu und sagte: »Danke, daß du mich so geduldig angehört hast. Mein Herz ist leicht, wie früher, nach der Beichte bei einem katholischen Priester.«

»Vielleicht bin ich auch ein Priester – ein Priester, der noch darauf wartet, seine Weißen zu empfangen ... Die Armut der Menschen Kenias hat mich gerufen ... Deine Geschichte – ich meine die Geschichte von